Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 45 (1965-1966)
Heft: 9

Artikel: Aufbruch bei Kriegsende
Autor: Ludwig, Mario
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161774

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aufbruch bei Kriegsende

MARIO LUDWIG

Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Kanonen verstummt waren, entbrannte unter der Jugend ein starkes Verlangen, mit Altersgenossen in andern Ländern ins Gespräch zu kommen. Nach sechs Kriegsjahren und der damit verbundenen geistigen Abschnürung sehnte man sich nach der Wiederaufnahme des freien Gedankenaustausches über die Grenzen. Die Jugend, insbesondere die Studenten, drängten mit großer Zielbewußtheit nach der Aufnahme internationaler Gespräche, als ob sie darin ihren Vätern zuvorkommen müßten. Diese neue Generation, die 1945 in ihren frühen Zwanzigerjahren stand, war entschlossen, selbst die Tonart anzugeben, welche von nun an in der Zusammenarbeit zwischen den Völkern herrschen sollte. Man wollte sich seine Zukunft selber gestalten, unbelastet von Vorurteilen, befreit vom Druck der Vergangenheit. Die Aufnahme des Gespräches über die Grenzen mußte mit größter Behutsamkeit erfolgen und schien eine bestimmte Geisteshaltung zu erfordern, welche die enttäuschte, aber nichtsdestoweniger hoffnungsvolle Nachkriegsjugend aufzuweisen glaubte. Man war der Meinung, diese Einstellung bei den Vätern nicht mehr voraussetzen zu können.

Schon im Herbst 1945 fanden die ersten internationalen Zusammenkünfte statt, allen Hindernissen zum Trotz, welche im Chaos des kriegsversehrten Europas fast unüberwindlich waren. Eines Tages tauchten drei österreichische Studenten aus Innsbruck an der Universität Bern auf. Es waren muntere, wohlerzogene Burschen, denen man die gute Kinderstube anmerkte. Sie hatten sich in der Widerstandsbewegung heldenhaft verhalten und den vorrückenden alliierten Befreiungstruppen große Hilfe geleistet. Diese ermöglichten ihnen die Reise in die Schweiz.

Die drei Innsbrucker Kommilitonen brachten große Pläne mit sich. Noch im selben Jahr sollte in Graz ein internationales Studententreffen durchgeführt werden. Dazu brauchten sie die Unterstützung der schweizerischen Studentenschaft. Die Verhandlungen dauerten nur wenige Tage, dann war das meiste geregelt. Den drei Innsbruckern kam die vom Krieg verschonte Schweiz wie ein Schlaraffenland vor.

Mitte Oktober 1945 fand in Graz ein erstes internationales Studententreffen statt. Die ausländischen Teilnehmer wurden von den Besatzungstruppen in Sonderzügen nach der Hauptstadt der Steiermark gebracht. Ich selber konnte erst ein paar Tage später reisen und machte mich allein auf den Weg. Einen Passierschein hatte ich nur für die französische Zone; doch ließen sich die

amerikanischen Offiziere an der Zonengrenze überreden, mich auf Grund meines Schweizerpasses durchzulassen. Als ich zur britischen Zonengrenze kam, sagte der englische Offizier zu seinem Kollegen: «Wenn ihn die Amerikaner ohne Passierschein durchgelassen haben, dürfen wir dies auch riskieren.» — Nach abenteuerlicher Fahrt, zweieinhalb Tage in einem Viehwagen stehend, erreichte ich endlich mein Ziel. Da ich mit meinen Gastgebern nicht sofort in Verbindung treten konnte und keine Unterkunft hatte, gestattete mir die Grazer Polizei, die erste Nacht in einer Gefängniszelle zu verbringen.

*

Die österreichischen Hochschulwochen waren bereits in vollem Gang. Die Unternehmungslust der Studenten stand in großem Gegensatz zu der Zurückhaltung und dem Abwarten der Bevölkerung, einer Einstellung, welche sich zwangsläufig aus der plötzlichen Befreiung von «Führung» ergeben mußte. Immerhin hatte man den Eindruck, daß die große Aktivität der geistigen Oberschicht mehr einem hastigen Suchen entsprach und nicht auf wirklich tief verwurzelten, in geistigem Ringen erworbenen Überzeugungen beruhte. Man hatte zwar einen großen Hunger nach geistiger Nahrung und wünschte etwas zu unternehmen, doch war man sich nicht im klaren, was eigentlich zu tun sei. Der Ruf nach neuen Werken und Taten machte sich besonders in der Innenpolitik bemerkbar. Dort entwickelten die politischen Parteien eine rege Tätigkeit. Man sprach viel von Demokratie, ohne immer zu wissen, um was es dabei gehe. Selbst elementare Vorgänge, wie eine Vereinsgründung oder Vorstandsbestellung, konnten sich die Leute kaum vorstellen. Die Spielregeln demokratischen Zusammenlebens mußten zuerst neu erlernt werden. So war zu jener Zeit der durchschnittliche Intellektuelle in Österreich ein Suchender.

Nach zehn Tagen verabschiedeten wir uns von dem Land, das sich nach seiner Befreiung vom geistigen Joch um eine neue Orientierung bemühte. Heute, zwanzig Jahre später, erfüllt es uns mit Genugtuung zu wissen, daß Österreich seinen Weg in die neue Welt gefunden hat. Sicher ist dies das Verdienst jener Generation, die bei Kriegsende in den Zwanzigerjahren gestanden hat. Vielleicht darf man auch annehmen, daß die Gespräche in Graz ihr geholfen haben, den richtigen Weg zu finden.

*

Kaum waren wir nach Hause zurückgekehrt, hieß es schon wieder die Koffer packen. Während unserer Abwesenheit war aus Prag die Einladung zum ersten internationalen Studentenkongreß eingetroffen. Der Verband Schweizerischer Studentenschaften hatte sich entschlossen, eine Delegation zu entsenden. Wie es sich erweisen sollte, hatte dieser Kongreß eine politische Bedeutung, die weit über seinen eigentlichen akademischen Rahmen hinausging. Den Anlaß hatte ein historisches Datum gegeben, nämlich der 17. November 1939. Noch

vor unserer Abreise nach Prag hatte ich in meiner Eigenschaft als Präsident der Berner Studentenschaft zur Erinnerung an diesen Tag folgendes Manifest erlassen:

«Am 17. November 1939 wurden in den von den Deutschen besetzten Städten der Tschechoslowakei ungewöhnliche rote Plakate angeschlagen. Die Bevölkerung ging stillschweigend daran vorbei und nahm von ihrem Inhalt Kenntnis. Als Folge dieses Ereignisses wurden die ersten großen Vernichtungsaktionen der deutschen SS gegen Akademiker durchgeführt. Ein Prager Student riß unter Lebensgefahr ein solches Plakat von der Wand und bewahrte es heimlich und sorgsam bis zum Kriegsende auf. Mit dem 17. November 1939 wurden die tragischen Ereignisse dieses Monats eingeleitet; mit dem Erscheinen der roten Plakate begann das Leid der tschechoslowakischen Bevölkerung und ihrer Studenten.

Heute vereinigen sich wiederum zum erstenmal seit dem Kriegsende die Studenten aller Länder und Kontinente zum Internationalen Studentenkongreß in Prag. Zu diesem Anlaß wird von derselben Druckerpresse auf demselben roten Papier dasselbe Plakat noch einmal gedruckt, und die Herausgabe dieses denkwürdigen Dokumentes schließt eine Zeitspanne ab, welche wohl als eine der schwersten und ernstesten in der Geschichte verzeichnet werden wird.

Der Neudruck dieses Plakats symbolisiert den Sieg der Freiheit und Gerechtigkeit: Ein Student hat damals das Dokument gerettet. Heute feiern in der ganzen Welt die Studenten aller Länder den 17. November zur Ehrung und Erinnerung ihrer Prager Kommilitonen, welche an diesem Tage im Jahre 1939 von der deutschen SS ermordet oder deportiert worden sind. Der Internationale Studentenkongreß, der zu Beginn der noch schweren Nachkriegszeit in Prag abgehalten wird, bedeutet den Sieg des Geistes über die Gewalt.

Dieser denkwürdige Tag ermahnt auch uns Berner Studenten — und mit uns die gesamte Bevölkerung — zu ernster Besinnung. Wir wollen uns besinnen auf die Pflichten der geistig Verantwortlichen. Jedermann ist mit seinen geistigen Kräften verantwortlich für die Wahrung der absoluten Werte der Menschheit. Wir wollen uns besinnen auf unsere soziale Verantwortung, und insbesondere wir Studenten wollen unseren Verpflichtungen gegenüber der Gemeinschaft und der Gesellschaft nachkommen, indem wir unseren Nächsten — sei er groß oder klein — ‚Bruder' nennen.

Vor allem aber wollen wir uns darauf besinnen, daß wir zu dienen haben; wir wollen der Wissenschaft, und damit der Wahrheit, der Menschheit, und damit dem Geiste dienen. Was fruchten große Worte, wenn sie nicht durch Taten verwirklicht werden? Die Studenten wissen, was sie erwartet; sie sollen wissen, was man von ihnen erwartet. Jeder einzelne sei dafür besorgt, die Fackel neu zu entzünden. Dann werden dereinst viele Lichter die Welt erhellen, und über den Grenzen werden sich die Studenten aller Länder in akademischer Brüderlichkeit die Hände reichen und sich zusammenschließen zur Gemeinschaft aller derjenigen, die Willens sind, die Flamme des Geistes zu hüten, auf daß sie nimmermehr erlösche. Dies ist der Wunsch der Berner Studenten am 17. November 1945. Damit er sich erfülle, wollen wir uns still auf unsere Plätze begeben, und jeder nehme seine Arbeit auf.»

Heute mutet uns dieses Manifest etwas pathetisch an, doch entsprach es dem Geist, den Hoffnungen und Erwartungen, mit welchen damals alle Delegationen, auch die schweizerische, den Weg nach Prag angetreten haben.

*

Von St. Margrethen aus fuhren wir im Autobus nach München. Als wir uns der Stadt näherten, war uns zu Mute, als ob wir aus der Welt herausträten und uns in eine kalte, aus Asche, Staub und Trümmern bestehende Einöde

begäben. Während eines Zwischenhaltes im Stadtkern verließen wir zögernd den Autobus, um die steifen Glieder zu strecken. Bald tauchten aus der Finsternis wie Schatten ein paar Gestalten auf, um den fremden Wagen zu bestaunen, magere Kinder, hagere Frauen, Kriegsversehrte. Keiner sprach uns an, keiner bat um eine Zigarette, obwohl sie sahen, wie wir volle Pakete aus unseren Taschen zogen. Dann verschwanden sie wieder, lautlos, wie sie gekommen waren; wohin, konnten wir uns nicht ausmalen. Wir konnten uns nicht vorstellen, daß es in diesen Trümmern überhaupt noch Leben gab und Menschen hier hausten. Auf diesem kurzen Halt in München begannen wir zu verstehen, was Krieg bedeutet. Ebensosehr wie die Offenbarung der Folgen des Krieges beschäftigte uns aber die Regung, welche wir darüber empfanden: Wir waren weniger erschüttert als erschrocken, und wir schämten uns fast, selber kein Kriegsleid erlitten zu haben. — Der Fahrer brauchte uns nicht lang zum Aufbruch zu mahnen. Schnell bestiegen wir den Autobus, und auf der nächtlichen Weiterfahrt zur tschechoslowakischen Grenze sprach keiner ein Wort.

*

Am nächsten Tag fuhren wir bis nach Prag. Die praktisch unversehrte «goldene» Stadt bereitete uns einen begeisterten Empfang. Die alten Gassen waren geschmückt, die offenen Plätze beflaggt, überall säumten Leute die Straßen. An jedem Verkehrsknotenpunkt wurde unser Autobus umringt, und die Bevölkerung brach in Hoch- und Jubelrufe auf die «Svýcarski» aus. Die Einfahrt glich einem Triumphzug. Zuerst waren wir etwas verlegen, doch angesichts der Freude und spontanen Herzenswärme, mit welcher die Prager Bevölkerung unserer Delegation aus der Schweiz ihre Huldigung entgegenbrachte, mußten wir sie arglos über uns ergehen lassen.

Es war schwierig, sich zu verständigen. Der deutschen Sprache durfte man sich nicht bedienen, da sie Unwillen erregt hätte. Englisch war noch nicht genügend verbreitet, und des Französischen hatte man sich entwöhnt. Trotzdem kam man irgendwie ins Gespräch, und wenn die Leute auf die Schweiz zu reden kamen, dann fiel oft der Name von Professor J. R. von Salis. Dieser Historiker, dessen Radiokommentare zur Weltlage während des Krieges im geheimen abgehört worden waren, genoß in der ganzen Tschechoslowakei einen Ruf, der ans Mythische grenzte. Seine Stimme war in den dunkelsten Tagen der Unterdrückung zum Symbol der Freiheit und Gerechtigkeit geworden; ihr war es zu danken, daß die Hoffnung auf Unabhängigkeit im Lande nicht ganz erlosch[1].

*

Der Kongreß fand in größtem und sehr festlichem Rahmen statt. Gegen tausend Studenten aus dreiundsechzig Nationen nahmen daran teil. Es ging um die Gründung eines internationalen Studentenbundes. Die Aufgabe bestand darin, die Grundlagen zur neuen Organisation zu schaffen. Man war sich nicht

recht klar darüber, wie man die Sache anpacken sollte. Es war oft mühsam, ein Problem zu Ende zu besprechen und zu einer Lösung zu bringen. Eine weitere Schwierigkeit lag darin, daß nicht alle studentischen Organisationen auf demokratisch-föderalistischer Grundlage aufgebaut waren. Zudem erschwerten politische und konfessionelle Einflüsse das Zustandekommen einer Einigung. Nichtsdestoweniger konnte der Kongreß mit einem positiven Ergebnis abgeschlossen werden. Es hatte ja auch nicht die Absicht bestanden, damals schon einen fertigen Entwurf für einen Weltstudentenbund auszuarbeiten. Die gegenseitige Fühlungnahme und freundschaftliche Annäherung mit Studenten aus allen Ländern und Kontinenten ist jedem Teilnehmer unvergeßlich geblieben. Die Tatsache, daß sich so kurz nach dem Krieg Studenten aus dreiundsechzig Ländern vereinigen konnten, war an sich als Erfolg zu werten.

Was wir aber bereits in Prag befürchtet hatten, ist später eingetroffen. Bevor der internationale Studentenbund überhaupt richtig in Funktion treten konnte, war er bereits zum Spielball politischer Interessen geworden. Die Delegationen aus den kommunistischen Ländern gingen dabei so zielbewußt vor, daß man vermuten mußte, sie seien höheren Instruktionen gefolgt. Bald drängte sich die Gründung einer zweiten, freien Organisation auf, der internationalen Studentenkonferenz.

Leider haben die politischen Auseinandersetzungen, die sich auf der internationalen Bühne abspielten, ihren Niederschlag auf nationaler Ebene gefunden. So sind heute die Studentenschaften der deutschen und französischen Schweiz innerhalb des Verbandes Schweizerischer Studentenschaften entzweit und konnten sich, besonders hinsichtlich der Beziehungen zum Ausland, auf keine gemeinsame Linie einigen. Vom Geist, der im Manifest zum 17. November heraufbeschworen worden war, ist nicht mehr viel zu verspüren.

*

Am Rande des Kongresses fanden zahlreiche kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen und Ausflüge statt. Deren Höhepunkt bildete der Empfang des Staatspräsidenten der Tschechoslowakei, Dr. Eduard Benesch, auf dem Hradschin, seiner Residenz. Wir wurden dort mit einer Feierlichkeit empfangen, die nicht nur dem äußeren Rahmen entsprach, sondern geradezu an frühere Zeiten erinnerte. Auf langen Tischen war ein Buffet errichtet; das Hilfswerk UNRRA hatte für den Kongreß eine Sondersendung mit Nahrungsmitteln gespendet. Aus den Kellern der Burg hatte man erlesene französische Tropfen der besten Jahrgänge heraufgeholt. Der Gauleiter des deutschen Protektorates Böhmen und Mähren hatte diese Weine aus Frankreich herbeischaffen lassen. Nun kamen sie dem neuen Staatspräsidenten des befreiten Landes in der Ausübung seiner Gastfreundschaft zustatten.

Benesch war von seiner Frau begleitet. Das Paar bemühte sich, mit allen Gästen zu sprechen. Der Staatspräsident bediente sich der englischen Sprache.

Aufrecht und mit kurzen Schritten bewegte sich seine kleine Gestalt von Gruppe zu Gruppe, bald da, bald dort verweilend. Auf die an ihn gestellten Fragen gab er mit wenigen Sätzen klar Antwort. Er sprach mit großem Ernst und trat auf alles ein, ohne sich zu ereifern oder gar zu monologisieren. Er machte den Eindruck eines Mannes, der sich bereits mit seinem Schicksal versöhnt und sich in einer erhabenen Resignation befunden hatte, als ihn plötzlich eine unerwartete Wendung aus dieser Resignation herausriß, um ihn vor höchste, schwerste Aufgaben zu stellen. An diese Aufgaben machte er sich mit Mut und Gelassenheit, doch überstiegen sie fast seine Kräfte. Beneschs Ziel war, die befreite Tschechoslowakei zu einer Republik auszubauen, in welcher alle Parteien, auch die kommunistische, ihren Platz haben und sich in den Prozeß der demokratischen Staatsführung einschalten sollten. Sein Grundsatz war das «fair play». Seine Gutgläubigkeit verleitete ihn zur Illusion, daß alle seine Partner sich ebenfalls an diese Spielregel halten würden. Das war nicht der Fall, am wenigsten bei seinem Ministerpräsidenten Fierlinger, der ebenfalls am Empfang teilnahm. Dieser hatte eine gedrungene Gestalt und stand etwas abseits im Saal. Aus seinen schmalen, verkniffenen Augen blickte er über die Gesellschaft. Sein Gesichtsausdruck hatte etwas Hämisches, und man hatte sogleich das Gefühl, daß man sich vor diesem Mann hüten müsse. Fierlinger war ein Sozialdemokrat marxistischer Prägung. Er hatte sein Exil in Moskau verbracht. Seine Ernennung zum Ministerpräsidenten war ein Kompromiß, den Benesch nicht hatte vermeiden können. Die beiden hatten nichts gemeinsam. Man hat sich später gefragt, ob die Tschechoslowakei ihrem Schicksal der Übernahme durch die Kommunisten hätte entgehen können, wenn Benesch sich auf einen andern, ihm treuen und gleichgesinnten Ministerpräsidenten hätte stützen können. Diese Frage ist zu verneinen, was allein schon aus dem tragischen Schicksal von Jan Masaryk geschlossen werden kann. Die Kommunisten waren schon zu stark. Eine Koalition mit ihnen war auf die Dauer nicht zu halten; sie hätte zudem der Methode des Kommunismus, die keine Kompromisse zuläßt, widersprochen.

Die Stimmung am Empfang hätte nicht festlicher sein können. Die Speisen waren zwar schon nach wenigen Minuten vom Buffet verschwunden. Die ausgehungerten Prager hatten seit Jahren dergleichen nicht gesehen. Dafür wurden immer neue Flaschen Wein aufgetragen und dazwischen Slivovitz gereicht. Unter den prominenten Gästen befanden sich auch Wyschinski und der russische Schriftsteller Ilja Ehrenburg. Dieser sonnte sich in seinem Ruhm. Sein dichtes, wirr nach hinten gekämmtes, graumeliertes Haar gab ihm den Habitus eines Künstlers. Er war von zahlreichen Verehrern umringt und gab in fließendem Französisch geistreiche Aperçus von sich. Er wirkte wie ein richtiger Salonlöwe. Aus der Gruppe von Leuten, die Ilja Ehrenburg umstanden, löste sich plötzlich ein Student und kam auf mich zu. Er blieb vor mir stehen und starrte mich einige Sekunden an. Es war ein ungarischer Student aus Budapest, den

ich ein Jahr zuvor im Flüchtlingslager von Caux in der Schweiz kennengelernt hatte, als ich die dort internierten Akademiker in Vertretung des «Fonds Européen de Secours aux Etudiants» besuchte. Er war mit einer Gruppe jüdischer Konzentrationslager-Insassen aus Bergen-Belsen fortgejagt worden, weil dort kein Platz mehr war und zur Vergasung die Arbeitskräfte fehlten. Mitten im tiefsten Winter hatte sich diese Gruppe, unter welcher sich bedeutende Gelehrte, wie der Psychiater Leopold Szondi, befanden, ohne Nahrung und ungenügend bekleidet zur Schweizer Grenze durchgeschlagen, wo sie im Zustand völliger Erschöpfung aufgenommen und in das im früheren Palace-Hotel von Caux eingerichtete Flüchtlingslager gebracht wurden. Der junge Student aus Budapest konnte wenige Monate später in seine Heimat zurückkehren, und nun nahm er am Kongreß in Prag als Delegierter der ungarischen Studentenschaft teil. Es war ein freudiges Wiedersehen.

*

Einige Tage später waren wir bei Jan Masaryk zu Gast, dem damaligen Außenminister der Tschechoslowakei, der seinen Amtssitz im Czernin-Palast hatte, wo er in einem der oberen Stockwerke auch einige Privatgemächer bewohnte. Er empfing uns auf eine gewinnende und ungezwungene Weise, die sofort den Mann von Welt verriet. Obschon seine Gestalt groß und massig und sein Haupt kahl waren, wirkte er jugendlich. Das lag nicht nur an seiner Begeisterungsfähigkeit, sondern auch an der Art, wie er es verstand, sich im Gespräch in die Gemütsverfassung seiner jugendlichen Gäste zu versetzen. So nahm er uns augenblicklich in seinen Bann und führte eine Unterhaltung, welche trotz ihres ernsten Gegenstandes heiter und unbeschwert war. Wir faßten sofort eine tiefe Zuneigung zu diesem Mann, dessen Persönlichkeit, Leben und Laufbahn uns in jeder Hinsicht als glanzvoll und vom Schicksal begünstigt erschienen. Dennoch war in seinem Güte und Frohsinn ausstrahlenden Blick etwas Trauriges zu erkennen, und aus seinen lässig ausgeführten Handbewegungen sprachen Zweifel. Er war der Sohn des Begründers der tschechoslowakischen Republik und einer amerikanischen Mutter. Für seinen Vater hegte er zeitlebens höchste Verehrung und trat dessen geistiges und politisches Erbe an. In jungen Jahren machte er eine brillante diplomatische Karriere. Während des Zweiten Weltkrieges lebte er in London, wo er der Exilregierung angehörte und Benesch zur Seite stand. In dieser Zeit leitete er auch die in tschechischer Sprache gehaltenen Rundfunksendungen der BBC. Als er bei Kriegsende Außenminister wurde, mußte er sich sogleich auf zahlreiche Auslandsmissionen begeben. Er hatte kaum Zeit, sich im Czernin-Palast einzurichten, noch konnte er sich als Mitglied der Regierung um die Staatsgeschäfte der wiedererstandenen, aber so gefährdeten Republik kümmern.

Man hat sich im Zusammenhang mit Jan Masaryk gefragt, ob die freie, demokratische Tschechoslowakei zu retten gewesen wäre, wenn sich ihr Außenminister mehr um die internen Staatsgeschäfte hätte kümmern können, oder wenn das Amt gar von einem andern versehen worden wäre. Die Frage ist müßig. Jan Masaryk war der beste Mann für das Außenministerium. Als er den Czernin-Palast bezog, waren die Weichen zu dem, was später geschehen sollte, bereits gestellt. Ein britischer Diplomat, Sir Robert Bruce Lockhart, war einer seiner engsten Freunde. Er hat diesem mit einem kleinen Erinnerungswerk ein bleibendes Denkmal gesetzt[2]. Darin sagt er von ihm: «Er war ein Mann des Friedens, der glaubte, diesen durch das gesprochene Wort schaffen zu können.»

Als wir uns im November 1945 so heiter und ungezwungen mit Jan Masaryk unterhielten, konnte keiner ahnen, daß dieser Staatsmann, Diplomat und wahrhaft vornehme Mensch drei Jahre später zerschmettert und tot am Fuße des Palastes gefunden werden würde, aus dem Fenster seiner kleinen Wohnung gestürzt, in makabrer und nie abgeklärter Wiederholung des historischen Fenstersturzes von Prag.

Der Name Masaryk wurde uns noch einmal nahe gebracht, als wir einen Ausflug nach Schloß Lany unternahmen, dem schlichten, in einer Art Kolonialstil erbauten Landhaus, welches Thomas Masaryk als Wohnsitz gedient hatte. Hier war der Empfang ganz anders als sonst; kein Pomp und keine Fanfaren, dafür vornehme Zurückhaltung und scheue Ehrfurcht, ganz der Persönlichkeit des früheren Staatspräsidenten gemäß. Leise betraten wir das Haus und durchschritten die Räume, bis wir in das Arbeits- und Sterbezimmer des großen Mannes gelangten und dort vor dessen Büste standen. Thomas Masaryk hat mich immer an eine andere überragende Gestalt seines Zeitalters erinnert: Fridtjof Nansen. Sie sahen sich nicht nur äußerlich ähnlich, sondern sie müssen die gleichen Gaben des Herzens und des Geistes gehabt haben.

Nach der Besichtigung des Schlosses fuhren wir zum nahegelegenen Dorffriedhof, wo sich das Grab von Thomas Masaryk befindet, ein bescheidener Rasenflecken vor einem bewachsenen Mäuerchen. Hernach bestiegen wir die Autobusse zur Weiterfahrt. Als unser Fahrer den Motor anspringen ließ, gewahrte ich eine schwarze Limousine, die sich dem Friedhof näherte und vor dessen Eingang anhielt. Ihr entstieg Jan Masaryk. Offensichtlich war ihm daran gelegen, beim Besuch der Studenten in Lany anwesend zu sein; doch wollte er dem offiziellen Getriebe ausweichen. Langsamen Schrittes durchmaß er allein den kleinen Friedhof. Als ich zurückblickte, sah ich aus der Ferne die große, breite Gestalt Jan Masaryks einsam vor dem Grabe seines Vaters verharren.

Unser nächster Besuch galt Lidice, jener Walstatt des Grauens, wo früher einmal ein blühendes Dorf gestanden hatte. Wir näherten uns einem öden Feld, auf dem sich eine niedrige Mulde erhob. Nichts war zu sehen, kein Stein, kein Mauerrest, keine Spur von Leben; selbst das schüttere Gras schien abge-

storben. Es war, als ob dieser Flecken Land noch nie von Menschenfuß betreten worden wäre. Nur oben auf der Mulde erhob sich vor dem grauen Himmel ein hohes, roh gezimmertes Holzkreuz, das von einem Kranz aus Stacheldraht umschlungen war: Ein eindrucksvolles Mahnmal und eine würdige Gedenkstätte jener Dorfgemeinschaft, welche von den SS-Schergen zur Vergeltung des Attentates auf ihren Führer Heydrich niedergemetzelt und vernichtet worden war.

Man sagt, daß heute neben dem Holzkreuz von Lidice eine Rednertribüne steht und der Ort sich als Treffpunkt politischer Propagandaanlässe einer großen Beliebtheit erfreut.

*

Im ganzen Land herrschte großer Bedarf an Brennstoffen, und man sah dem hereinbrechenden Winter mit Sorge entgegen. In den Kohlengruben von Kladno wurden freiwillige Arbeitskräfte eingesetzt. Um ihre Kohlenzuteilung zu erhalten, mußte die Universität Prag Studenten zum Arbeitsdienst abordnen. Als wir in die Schächte der Kohlengrube hinunterstiegen, trafen wir unter Tag mit einer Gruppe freiwilliger Studentenmineure zusammen. Es war ihnen gestattet worden, eine Pause einzuschalten. Nach kurzem Wortwechsel stimmten wir zusammen alte Studentenlieder an, und ich sah, wie die mageren, vom Kohlenstaub geschwärzten Gesichter unserer Prager Kommilitonen zu leuchten begannen.

Im Mittelpunkt des Wirtschaftslebens standen die Maßnahmen zur Nationalisierung der Wirtschaft, die radikal durchgeführt wurden. Sie umfaßten die wirtschaftlichen Großbetriebe mit einer Belegschaft von mehr als 150 bis 300 Arbeitnehmern, je nach der Art des Wirtschaftszweiges. Die Verstaatlichung beruhte auf den Grundsätzen der sozialdemokratischen Planwirtschaft, wobei jedoch der privaten Initiative weitgehend Spielraum gelassen wurde. Die Entschädigung der Unternehmungen erfolgte durch den Staat, und zwar entweder in bar oder in Staatsanteilscheinen. Deutsche und ungarische Unternehmungen und solche, die sich der Kollaboration mit dem Dritten Reich schuldig gemacht hatten, wurden enteignet. Die ganze Belegschaft der einzelnen Betriebe war gemeinschaftlich organisiert und zu mindestens zehn Prozent am Gewinn beteiligt. Daraus wurde ein Teil der sozialen Einrichtungen finanziert. — Die kapitalistischen Kreise standen vorerst der Nationalisierung skeptisch gegenüber, schlossen sich aber, soweit man beobachten konnte, der Förderung dieser Maßnahmen an, wenn sie auch vom Gelingen des neuen Systems noch nicht überzeugt waren.

Hauptgegenstand der Auseinandersetzungen bildete das Problem der deutschen Minderheit, die ungefähr 20 Prozent der gesamten Bevölkerung des Landes ausmachte. Alle deutschen Staatsangehörigen wurden, ohne Rücksicht auf ihre frühere parteipolitische Tätigkeit, aus dem Lande ausgewiesen und nach Deutschland geschafft. Von dieser radikalen Ausweisungspraxis

wurden natürlich auch Deutsche betroffen, die seit Jahrzehnten in der Tschechoslowakei ansässig gewesen waren. Tausende wurden durch diese Umsiedlung gezwungen, ihr Leben vollständig neu aufzubauen. Die Gründe, die zu diesem radikalen Vorgehen geführt haben, waren bekannt. Es handelte sich um den letzten Schritt zur endgültigen Befreiung und Neubegründung der unabhängigen Nation. Die Regierung gab unumwunden zu, daß diese Maßnahmen schwer seien und sich zu Beginn der Aktion Ausschreitungen ereignet hätten. In Zusammenarbeit mit dem Interalliierten Kontrollrat bemühte man sich, die Ausweisung human durchzuführen und den Repatriierten das wirtschaftliche Fortkommen in ihrer Heimat zu erleichtern. Als Außenstehender hatte man Mühe, die Ausweisungspraxis zu verstehen und ihre wahren Beweggründe zu begreifen.

*

Am Schluß des Kongresses machten wir einen Ausflug in die Hohe Tatra. In dieser erhabenen Landschaft, fern vom städtischen Getriebe, hatten wir Gelegenheit, über das Erlebte nachzudenken und unsere Eindrücke zu ordnen. Es waren drei Dinge, um die meine Gedanken ständig kreisten: Die befreite Tschechoslowakei, die Zukunft der internationalen studentischen Zusammenarbeit und die Möglichkeit eines Zusammenlebens von Osten und Westen. In der Auseinandersetzung mit diesen drei Dingen erwiesen sich meine Eindrücke nicht nur als identisch, sondern auch als zwiespältig. Da waren Verheißung, aber auch Zweifel; Versprechen, aber auch Ablehnung; Hoffnung, aber auch Resignation. Die Ansätze zum Gelingen waren alle vorhanden; aber die Kräfte der Entzweiung waren auch schon am Werk.

Das tschechoslowakische Volk hat sich einen alten böhmischen Wahlspruch zu eigen gemacht: «Pravda vitjesi — Die Wahrheit wird siegen!» Als wir das Land verließen, um in die Schweiz heimzukehren, hofften wir, daß diese Losung sich bewahrheiten würde. Heute müssen wir feststellen, daß die freie Tschechoslowakei unterdrückt, die internationale Zusammenarbeit der Studenten durchkreuzt und das Zusammenleben von Osten und Westen vom kalten Krieg beherrscht sind. Geblieben aber sind die Hoffnung und der Glaube an die Werte, welche die Jugend bei ihrem Aufbruch bei Kriegsende beseelt haben. Das berechtigt trotz allem zum Vertrauen, daß die Wahrheit dereinst doch siegen wird.

[1] Sieben Monate nach dem internationalen Studentenkongreß fuhr Professor J. R. von Salis selber nach Prag, um dort eine Reihe von Vorträgen zu halten. Er hat seine Erlebnisse und Eindrücke, die weitgehend mit den unsrigen übereinstimmen, in der Essay-Sammlung «Im Lauf der Jahre» wiedergegeben. Orell Füßli, Zürich 1962. [2] Sir Robert Bruce Lockhart: «Jan Masaryk — A Personal Memoir». Putnam, London 1956.